

Zur Abendzeit war er von Imenau aus auf stillen Waldwegen zur Höhe des Rinkelhahns emporgestiegen und rastete nun, als er die herrliche Aussicht genossen hatte, in der hölzernen Unterkunfthütte. Hier griff er sofort wieder zu Papier und Stift und dichtete, wie er es in seinen Mußestunden auch anderwärts stets zu tun pflegte. Ganz besonders hatte es ihm der eben erlebte Abend mit seiner Wald- und Bergwanderung angetan. Ihm widmete er sein Ruhelied, das er nun „Wanderers Nachtlid“ nannte und in sein Buch eintrug. Im Anschluß daran dichtete er noch ein zweites. „Ein Gleiches“ schrieb er darüber. Es besang den süßen Abendsfrieden, der vom Himmel stammt, der alles Leid und Schmerzen stillt und den, der doppelt elend ist, auch doppelt mit Erquickung füllt.

Hat er bei dem ersten Gedicht nur an sich gedacht, so dichtete er das zweite im Hinblick auf viele seiner Mitmenschen, die im Elend einhergehen. Ihnen hätte er auch jene wehevollte Ruhe gewünscht, wie sie sich ihm, der auf der Höhe des Schaffens stand, der in Glück und Freude einhergehen konnte, an diesem Abend darbot. Wenn er schrieb: Warte nur, balde ruhest du auch! so hat er damals gewiß nicht an das Ende seiner irdischen Laufbahn gedacht, sondern nur an den leiblichen Schlaf, der ihn bald nach Abstieg vom Berge in seinem Heim erwarten und ihn stärken sollte zur neuen Tagesarbeit.

Goethe war damals Geheimer Rat, sowie Präsident der Kammer und hatte damit die höchste Stellung im Herzogtum erreicht. Er wurde auch auf Veranlassung des Herzogs Karl August von Weimar durch Kaiser Franz Josef II. in den Adelsstand erhoben. Ihm fehlte also nichts mehr zum irdischen Glück. Was sollte er da an seinen Tod denken?

Offenbar hat ihm beim nochmaligen Durchlesen der beiden Nachtlieder das erste am besten gefallen, deshalb schrieb er es mit Bleistift auf den hölzernen Fensterpfosten des Bretterhäuschens, damit es auch andere Wanderer, auch lebensmüde, lesen und bedenken sollten. Wieviel Menschen werden es seitdem an Ort und Stelle gelesen haben? Den meisten, die noch heute gern den Rinkelhahn und seine Unterkunfthütte besuchen, kommt es wie ein heiliger Schauer an, wenn sie wissen, daß auf dieser Höhe einst einer der Größten der Nation gewohnt und gedichtet hat. Sie greifen, zurückgekehrt, gern wieder einmal in den unermesslich reichen Schatz Goetheschen Geistes und suchen, was sie auf der Höhe des Rinkelhahns mit schlichten Schriftzügen von Goethes Hand vorfanden, in seinen Büchern auf.

Ganz anders gestaltete sich ein zweiter Besuch Goethes auf dem Rinkelhahn im Jahre 1831. Als 82jähriger Greis wankte er, gestützt von Freunden, noch einmal jenen freundlichen Waldweg zur Höhe hinan. Die Bäume waren höher und stattlicher geworden und verwehrten oben die Aussicht ins Weite. Umsomehr konnte er innere Einkehr halten und auf der Ruhebänk vor dem Bretterhäuschen noch einmal sein schaffensreiches Leben überblicken. Er ging auch hinein in die Hütte und fand, fast ganz verblaßt, seine Handschrift und sein Gedicht auf dem Fensterpfosten. Mit zitternder Stimme las er noch einmal sein „Wanderers Nachtlid“. Als er zu den Worten kam: Warte nur, balde ruhest du auch! gingen ihm die Augen über, und im Angedenken an seinen baldigen Tod rief er tränenden Auges aus: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“ Ein Jahr später, 1832, erlöste ihn der Tod und berief ihn zu höherem Dienst.

So soll auch uns das herrliche einfache Nachtlid durchs Leben begleiten, daß wir auf der Höhe unserer Tage nach getaner Tagesarbeit die rechte Ruhe suchen, nach vollbrachtem Lebensabend die rechte Ruhe finden.

Angefertigt im Alter von 15 Jahren für die Öffentliche Höhere Handelslehranstalt zu Wurzen. Die Verfasserin, 1911 in Spitzkunnersdorf geboren, ist jetzt Musikstudentin in Leipzig.

**Oberlausitzer Landsleute**  
bestellt und  
**Oberlausitzer** **Heimatzeitung**

## Der Fremdling

Von Oskar Schwär

(Schluß)

4)

Mit raschen Schritten ging er in den Saal. Viele Häusler mit den bei ihnen eingemieteten Bau- und Bergarbeitern saßen an den Tischen. Herr Meier hatte offenbar gut geworben. Sie zechten kaum weniger und geringer als die in den Gastzimmern. Vorn am Podium waren ein paar weißgedeckte Tafeln frei. An den Tischen links und rechts davon aber hatten Bauern Platz genommen, unter denen Grundmann Nachbarn erkannte. Zu denen ging er. Alles war fröhlich und laut, ihm gegenüber gesucht höflich. Er allein konnte nicht lachen, ja, er hatte Mühe, daß er Freundlichkeiten nicht mit Grobheiten erwiderte. Wie ekelte ihn dies Treiben an, dies Verleugnen des schlichten, derben Bauerntums! Diese Nachahmung der städtischen Manieren! Wie geschmacklos! Merkten sie es denn nicht? Lachten sie sich denn nicht gegenseitig aus? Wenn früher einer prozig wurde, modisch gekleidet und mit städtischem Getue auftrat, so wurde er als „Befelmännel“ verlacht. Ein gesunder Instinkt lehnte alle Imitation ab, jeder empfand das Eigene, Bodenständige als das Echte und Schöne. Heute war diese Natürlichkeit verschwunden. Wie eine Seuche hatte es schnell um sich gegriffen. Die sie eingeführt hatten, das waren die „Herren von der Gesellschaft“, von denen alles mit größtem Respekt sprach. Mammon! Er, der die Bevölkerung der Städte und Industriedörfer vergiftet hatte, er hatte nun auch das stille Pfliehdorf ins Fieber getrieben. Gegen ihn war niemand gefeit. Diese Gedanken gingen Grundmann durch den Kopf, während er mit den Nachbarn sprach, den und jenen begrüßte.

Endlich strömten die aus den Gastzimmern herein, die „Herren von der Gesellschaft“ unter ihnen. Sie besetzten die freigehaltenen Tafeln.

Mit Ungeduld wartete Doktor Grundmann, bis alles Platz genommen hatte, dann stieg er auf das Podium.

Er stand nicht da wie ein Redner, im Frack, mit großartiger Pose, wie einer, der sich als Held des Abends gefeiert sehen will. In seinem einfachen braunen Anzuge stand er da, groß, breit, schlicht, etwas schwerfällig in seinen Bewegungen. Er machte keine Verbeugung, schickte nicht Ruhe und Respekt gebietende Blicke über die Zuhörerschaft. Aus seinem Gesicht aber fühlte man eine tiefe Erregung. So ruhig und fest seine Züge waren, es ging doch wie ein Wetterleuchten über sie. Nicht so, daß die Leute erschrafen, aber daß sie ahnten, er habe ihnen sehr Ernstes zu sagen. Und sie wurden stille.

„Liebe Landsleute!“ sagte er. „Ihr waret überrascht, als ich euch für heut abend hierher bitten ließ. Und ihr fragtet euch wohl, worüber ich zu euch reden wolle. Nun, ich will zu euch reden von dem, was uns alle bewegt, von unserer Zukunft. Von unserer, sage ich. Nicht wahr, Landsleute, ihr wißt, daß ich mich immer als einer der Euren gefühlt, daß ich, obgleich seit Jahren in der fernen großen Stadt zu Haus, doch hier bei euch daheim geblieben bin. Wie gerne bin ich in unser Liebes Pfliehdorf gekommen! Es waren für mich und meine Familie immer die glücklichsten Tage. Und auch von der Ferne aus habe ich Anteil genommen an allem, was euch betraf. Ich stelle das nicht als ein Verdienst hin, und ich sage es gewiß nicht, um mich dessen zu rühmen, nein, ich halte es für eine natürliche Pflicht, daß ein Kind seiner Mutter immer und überall, auch seiner Mutter Heimat, gedenkt. Aber ich sage es euch, damit ihr mir das Recht zusprecht, euch meine Meinung zu äußern über das, was jetzt in Pfliehdorf vorgeht, daß ich es auch auf die Gefahr hin tue, euch eine schöne Einbildung zu zerstören. Ihr seht also, wo es hinaus will.“

Ja, sie sahen es und zeigten erstaunte Gesichter. Die „Herren von der Gesellschaft“ zu seinen Füßen lächelten.